

Beiträge zur fiktionalen Geistesgeschichte

**Jürgen Bellers
Markus Porsche-Ludwig**

BEITRÄGE ZUR FICTIONALEN GEISTESGESCHICHTE

BEITRÄGE
ZUR
FIKTIONALEN GEISTESGESCHICHTE

Jürgen Bellers
Markus Porsche-Ludwig

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://www.dnb.de>> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
98734 Nordhausen 2017
ISBN 978-3-95948-315-5

VORWORT

Der Band thematisiert humoristisch die Scheinprobleme unserer Zeit und reduziert sie auf ihren absurden Kern.

JB/MPL

INHALT

1 DIE REISE NACH DEM URSPRUNG DES SEINS: VON DER UMKEHR DER DINGE	11
1.1 Hinführung	11
1.2 Weg-Führung	13
1.3 Gedankenführung	20
1.4 Lebensführung	33
2 LAND UND MEER: ZUR INTERNATIONALEN ÖKOLOGIE UND ZU DEN MULTIKULTURELLEN LEBENSWELTEN IM PROZESS DER GLOBALISIERUNG	40
2.1 Einleitung: Phänomenologie und Lebenswelt	40
2.2 Land und Meer	48
– Europa: Fjorde, Klüfte, Berge und Inseln	48
– Die Nato und der Atlantik	54
2.3 Natur und Kultur	62
– Saudi-Arabien und das Wüstenmeer	62
– China und der geschichtete Raum	68
– Kambodscha und der Große Fluß	73
– Venezuela und die Berge Spaniens	75
– Westafrika und die Tropen	81
2.4 „Ordnung als Ortung“: Über Recht und Gerechtigkeit in einer multikulturellen Welt	85
3 THEOLOGIE VON EINEM ALTEN KINDE – FÜR JUGENDLICHE (UND ERWACHSENE) – ERZÄHLT MIT AUGENZWINKERN	89
Vorwort	89
3.1 Schönheit	90
3.2 Helden	92
3.3 Die Nächstenliebe, das Böse und der Krieg	95
3.4 Wunder	98
3.5 Kreuzzüge	104
3.6 Ritus	105
3.7 Die spannendsten Geschichten der Bibel	106
ANHANG: Wahre Märchen für/von Kinder(n)	112

4 WER HAT PRÄSIDENT ROOSEVELT ERMORDET?: EIN AKTUELLER UND DOKUMENTIERTER POLIT-THRILLER AUS DEN KELLERN DES KGB	118
5 GESCHICHTEN VOM STECHLIN	164
6 GIBT ES AUSSERHALB DER MEDIEN EINE REALITÄT?	173
7 POLITISCHE LYRIK UND KOMMENTARE ZUR ZEIT, U.A. ZUR THEORIE DES ANARCHO-KATHOLIZISMUS UND DER AUSBEUTUNG DURCH DAS SOZIALKAPITAL	180
8 MATHILDA UND DIE SELBSTBILDUNG DES KINDES: ÉMILE HEUTE. EIN WAHRES MÄRCHEN	185
9 WIE JOGGELI (HEUTE) EINE FRAU SUCHT ... FREI NACH JEREMIAS GOTTHELF I	191
10 WIE JOGGELI (HEUTE) EINE FRAU SUCHT ... FREI NACH JEREMIAS GOTTHELF II	204
11 DIE LEGENDE VOM TRAURIGEN KONRAD	232
12 ÜBER SONNE UND SCHATTEN IN MENSCHHEITLICHEM SINNE: EINE KURZGESCHICHTE ÜBER EINE REISE VON WESTFALEN NACH ALGIER	233
13 FRIEDENSREICH UNRUHS REISE NACH ROM: EINE KURZGESCHICHTE	237
14 DER DIALOG DER RELIGIONEN: MATERIALISTEN VERSUS CHRISTEN	244
Begrüßungsworte von Pius X.	246
Vorwort	248
14.1 Einleitung	251
14.2 Zur Anordnung und Art der Berichterstattung	252
14.3 Erster Akt: Irrationalistischer Ausflug zur Großen Kirche	253

14.4 A. Comtes positivistische Gotteslästerung	264
14.5 Ludwig Büchners naturwissenschaftliche Blasphemie	268
14.6 Prof. Platon widerspricht Büchners Materialismus	275
14.7 Eine Notiz von F. Unruh über Heiligkeit	311
14.8 Der Empfang und andere, irdische Wirrnisse	313
14.9 Ein nicht gehaltener Vortrag von Leibniz	316
14.10 Martin und Hannah: ein Dramolett	325
14.11 Polemologisches Theater: Friede durch den Papst und Kaiser	331
14.12 Ein therapeutisch-equilibristisches Metaphysik-Intermezzo des Hl. Kissinger	341
14.13 Das große Experiment: Sozialwissenschaftlicher Irrwitz des gottlosen Positivismus	343
14.14 kuk-Platonisches zur Apostolischen Majestät der Vielfalt in Gott: Habs-Burg sei unser Gott	348
14.15 Grenzübergang zum Jenseits	353
14.16 Unruhs letzter Vortrag zum mysteriösen Mystischen	355
ANHANG: Gibt es Gott? u.a.	359

DIE AUTOREN	373
--------------------	------------

1 DIE REISE NACH DEM URSPRUNG DES SEINS: VON DER UMKEHR DER DINGE

1.1 HINFÜHRUNG

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

(Joseph VON EICHENDORFF)

Diese offene Weite zwischen Erde und Himmel, in der der Mensch steht und geht, ist jedoch nicht ein leerer Raum – sondern überall aus der Tiefe in die Höhe und aus der Höhe in die Tiefe durchzogen von Wegen und Stegen, versehen mit Hütte und Haus, darin der Mensch ständig wohnt.

(Martin HEIDEGGER, GA 16, 530)



Fotografie: Elke Molkenthin

1.2 WEG-FÜHRUNG

Die Menschen von heute brechen nicht mehr auf, oder: brechen nur im Schein auf, im Schein der Medien. Aber der Aufbruch ist das, was ihnen fehlt. Nur wer aufbricht, wird ankommen.

Was sollen wir tun?

Wer sind wir?

Warum sollen wir sein?

Was ist das Seiende?

Warum geschieht Sein?

(Martin HEIDEGGER, GA 94, 5)

Das Man ist überall dabei, doch so, daß es sich auch schon immer davongeschlichen hat, wo das Dasein auf Entscheidung drängt. Weil das Man jedoch alles Urteilen und Entscheiden vorgibt, nimmt es dem jeweiligen Dasein die Verantwortung ab. Das Man kann es sich gleichsam leisten, daß „man“ sich ständig auf es beruft. Es kann am leichtesten alles verantworten, weil keiner es ist, der für etwas einzustehen braucht. Das Man „war“ es immer und doch kann gesagt werden, „keiner“ ist es gewesen. (...) Jeder ist der andere und keiner er selbst.

(Martin HEIDEGGER, GA 2, 170)

Wir, die wir in unseren Städten eingezwängt sind, suchen nach Luft und meinen, sie in unseren Häusern zu finden. Dabei zeigt schon der kurze Gang zum Strand das Gegenteil: zuweilen Wald, oder Felder, oder ein Bauernhof. Oder man gehe nur zur nahen Burg, die noch über mancher Stadt thront: eine andere Welt, jenseits von aller Technik. Wo der Kampf noch einen Mann erforderte. Oder wo Arbeit nicht bloß brave Dienstleistung für einen fernen Markt, über dessen Bedürfnisse man nichts weiß.

Das meiste an natürlichen Gaben bringt die heimatliche Erde und der Himmel über ihr. Aus ihnen gedeiht Jenes, was stark genug ist, dem Geschenk der Gnade entgegenzuwachsen. Doch gerade diese Quellen für das natürliche Wachstum alles gediegenen Menschenwesens sind heute so bedroht wie noch nie. Diese

Quellen können auch nicht durch künstliche Maßnahmen vor einem Versiegen bewahrt werden. Keine Organisation vermag jene natürlichen Wachstumskräfte zu ersetzen. Wo indessen die Quellen noch fließen, können wir ihren Segen schützen und sein Walten in die Obhut nehmen.

(Martin HEIDEGGER, GA 16, 489)

Die Stadt ist künstlich: durch die Nacht hindurch Neon, trotzdem alles grau, oder deshalb; wo auch bis spät abends Ärzte das behinderte Leben zunehmend abtreiben, weil es nicht zur „schönen“ Welt passt. Die Titanen wüten weiter blutig unter unseren Städten, die sich im Glitzer der Reklame ihres materiellen Reichtums rühmen.

Zuletzt hat Nietzsche diese Heimatlosigkeit erfahren. Er vermochte aus ihr innerhalb der Metaphysik keinen anderen Ausweg zu finden als die Umkehrung der Metaphysik. Das aber ist die Vollendung der Ausweglosigkeit. Hölderlin jedoch ist, wenn er die „Heimkunft“ dichtet, darum besorgt, daß seine „Landsleute“ in ihr Wesen finden. Dieses sucht er keineswegs in einem Egoismus seines Volkes.

(Martin HEIDEGGER, GA 9, 339)

Diese heute linke und grüne Spieß-Bürgerlichkeit kämpft zwar gegen die Leere mit zivilgesellschaftlicher, stets spitzer Daueraktion: gegen das Klima, gegen Vorurteile, gegen die Faschisten, wo auch immer; gegen die Banker und sonstiges Böse, schafft aber so noch mehr Ungenügen, weil die Ziele nie erreicht werden, da man Banker und Unternehmer braucht.

Warten ist, (...) das Kommenlassen (...). Welches Kommen uns doch überall und jederzeit, auch wenn wir seiner nicht achten, umwest (...). Im Warten sind wir reine Gegenwart. Und sonst nichts. Wir sind so rein, daß auch nirgendwoher mehr uns etwas entgegensteht, woran wir haften könnten und worein wir uns noch retten möchten (...) Wartende sind wir, wenn wir die Dinge zu ihnen selbst zurückkehren lassen, worein es als in sein Wesen eingelassen ist, dann sind wir wahrhaft frei. Im Lassenkönnen, nicht im Anordnen und Beherrischen beruht die Freiheit.

(Martin HEIDEGGER, GA 77, 217, 227, 229 f.)

Die Nachdenklichen gehen demgegenüber durch die Fabrikenviertel unserer Industriestädte, die es durchaus noch gibt, sieht man von Münster und Düsseldorf ab. Hier dampft und zischt und schweißt es noch durchaus wohlgefällig, wenn man nicht nur die Atmosphäre der Theater genießen will. Es gibt sie noch, diese einfachen Leute der Fabriken, die ja gerade nicht einfach sind, sondern das wirkliche Leben ohne Schein noch kennen – fern aller abstrakter Theorie, Bildungs-panik und akademischer Gelehrsamkeit.

„Technik“ im weiteren Sinne: handwerkliches, werkzeugliches Arbeiten; Gerätegebrauch. „Technik“ im engeren, neuzeitlichen Sinne: die Einrichtung des Kraftmaschinenmechanismus (Kraft- und Arbeitsmaschine, Industrie) (.) „Technik“ im weitesten Sinne: Sich auskennen in der Handhabung, Können, „Kunst“, das vorstellende Herstellen bereits der entscheidende Schritt zur Seinsvergessenheit und ihrer Verfestigung: eidos benötigt und verständlich – Verknchtung der Kraft.

(Martin HEIDEGGER, GA 76, 293)

Brechen wir nun wirklich auf, ins jenseitig Fremde; das beginnt schon im naturschönen Bayern. Noch katholische Heimeligkeit in der abgelegenen Oberpfalz, wo noch der Pfarrer Pfarrer und der Graf Graf. Fabriken eingefügt in Landschaft, auch in geranienbehangenen Schmuckhäusern ist Internet möglich: Lederhose + Atomkraft, solange die Gemeinschaft und die Familien funktionieren. Auch der Einzelgänger hat im Dorf seinen Platz. Der barocke Katholizismus birgt alle(s), auch die Atheisten. Gott ist nicht ohne den Teufel.

Immer noch sagt es die Eiche dem Feldweg, der seines Pfades sicher bei ihr vorbeikommt. Was um den Weg sein Wesen hat, sammelt er ein und trägt jedem, der auf ihm geht, das Seine zu. Dieselben Äcker und Wiesenhänge begleiten den Feldweg zu jeder Jahreszeit mit einer stets anderen Nähe. [...] Immer und von überall her steht um den Feldweg der Zuspruch des Selben: Das Einfache verwahrt das Rätsel des Bleibenden und des Großen. Unvermittelt kehrt es bei den Menschen ein und braucht doch ein langes Gedeihen. Im Unscheinbaren des immer Selben verbirgt es seinen Segen. Die Weite aller gewachsenen Dinge, die um den Feldweg verweilen, spendet Welt. Im Ungesprochenen ihrer Sprache ist, wie der alte Lese- und Lebemeister Eckehardt sagt, Gott erst Gott.

(Martin HEIDEGGER, Der Feldweg, Frankfurt/M. 1949, 3 f.)

Kreuze stehen an Kreuzungen, des Todes zu gemahnen. Barocke Freudigkeit erhebt das Herz: Großer Gott, wir loben Dich. Die mythischen Ahnen auf den vielen Gottesackern sind direkt mit uns. Nicht bloßes Müllverbrennen der menschlichen Leichen, sondern Bestattung der Leichname und irdischen Hüllen, um die Seele zu bewahren. Hier herrscht noch die katholische Herzlichkeit, die die strenge Vernunft der Evangelischen sanft einpolstert. Im protestantischen Norden gibt es dagegen immer mehr Friedwälder, wenn nicht gar die Leichen nach Holland exportiert werden, um dort billiger eingeäschert zu werden. Hopp und weg! Nur noch das Materielle zählt. Am besten wäre es, wenn man die Asche auch noch verkaufen könnte.

Ist der Mensch dasjenige Wesen, das sich selbst und seine Mittel zum Leben herstellt?

ODER

Ist das Dasein des Menschen durch ein Geschick bestimmt, über das er nicht verfügt, dem er sich in all seinem Tun und Lassen zu fügen hat?

(Martin HEIDEGGER, GA 16)

Die Hexen kommen nicht übers Wasser, sagen die Leute im schwarzen Afrika; die Europäer kommen trotzdem übers Mittelmeer, weil sie überheblich nicht an diese Wesen glauben. Nur, wer schon ein wenig afrikanisch, kommt wahrhaft dort in dieser neuen und offenen Welt an. Aber das fordert Vorübung und Geduld, man muss schon begnadet, religiös sein, um religiös zu werden: am besten per Kamel durch die offene und unendliche Sahara, um die seelische Entfernung zu fühlen, nicht nur andere Welt, sondern anderes Sein, trotz oder wegen aller Gefahren. Nur an der Grenze sehen wir das Jenseitige von ihr.

Wenn man von unterentwickelt spricht, muß man immer fragen, welches Ziel ist gedacht für die Entwicklung? Nach der heutigen Auffassung – der europäischen und amerikanischen – bedeutet Entwicklung zunächst eine moderne „technische“ Welt. Von diesem Gesichtspunkt aus würde ich sagen, daß Thailand aufgrund seiner alten und ständigen Überlieferung hochentwickelt ist, demgegenüber die Amerikaner mit ihrer Technik und ihren Atombomben unterentwickelt sind.

(Martin HEIDEGGER, Aus Gesprächen mit einem buddhistischen Mönch, 1963)

Selbst die Städte in Afrika sind nur zum Teil äußerlich europäisch mit ihren stählernen, gotteslästerlichen Hochhäusern. Schon in den nächsten Gassen wird der Fahrende frei, hier leben die Vielen frei, in einer anderen Zeit, oder ohne Zeit, unter der prallen Sonne, die leitet; es ist die Freiheit, auch in verfallenen Baracken zu leben, oder in den Tag hinein, sorglos wie die Lilien auf dem Felde, mal so, mal so, Staat ist nicht notwendig; Hunger mit Rhythmus wegtanzend, auf die Ahnen vertrauend, anarchisch; morgen wird es wieder regnen, und alles wird gut; die Familie regelt das gerade mal Notwendige, im Tanz mit den Geistern ringend, die realpräsent. Entwicklungshelfer mit ihrer Planung stören eher, man will sein, nicht werden. Können das Europäer noch je verstehen, geschweige denn sein? Wir müssen von Afrika lernen. Der Tod ist stets dabei, weil er ohnehin dabei ist. Nur mit ihm überleben wir spirituell und können uns vom bloß Irdischen frei machen. Schlaft in Euren Särgen, geht auf die Friedhöfe, geht mit den Orden auf die Wallfahrten zu den großen Wundern!

Die Sterblichen sind die Menschen. Sie heißen die Sterblichen, weil sie sterben können. Sterben heißt: den Tod als Tod vermögen. Nur der Mensch stirbt. Das Tier verendet. Es hat den Tod als Tod weder vor sich noch hinter sich. Der Tod ist der Schrein des Nichts, dessen nämlich, was in aller Hinsicht niemals etwas bloß Seiendes ist, was aber gleichwohl west, sogar als das Geheimnis des Seins selbst. Der Tod birgt als der Schrein des Nichts das Wesende des Seins in sich. Der Tod ist als der Schrein des Nichts das Gebirg des Seins. Die Sterblichen nennen wir jetzt die Sterblichen – nicht, weil ihr irdisches Leben endet, sondern weil sie den Tod als Tod vermögen. Die Sterblichen sind, die sie sind, als die Sterblichen, wesend im Gebirg des Seins. Sie sind das wesende Verhältnis zum Sein als Sein. Die Metaphysik dagegen stellt den Menschen als animal, als Lebewesen vor. Auch wenn die ratio die animalitas durchwaltet, bleibt das Menschsein vom Leben und Erleben her bestimmt. Die vernünftigen Lebewesen müssen erst zu Sterblichen werden. Sagen wir: die Sterblichen, dann denken wir die anderen Drei (Göttlichen, Himmel, Erde, MPL) mit aus der Einfalt der Vier (GA 7, 180); Sterben heißt: Im Zuspruch des Seins stehen (GA 10, 188).

(Martin HEIDEGGER)

Aus dem „Herz der Finsternis“ wird schreiend geschwiegen:

„Und ich hörte – ihn – sie – diese Stimme – andere Stimmen – sie alle waren so wenig mehr als Stimmen und die Erinnerung an die Zeit selbst umgibt mich, unfassbar, wie ein ersterbendes, ungeheures Geschnatter, dumm, grausam, schmutzig, wild, oder einfach gemein, ohne jeden Sinn.“

Ja, die Götter sind wirklich da: in den Bäumen, in den Winden. Oder im Mond. Und jenseitig. Sie sind auch zuweilen böse, dann muss man kämpfen und leiden, weil es zum Leben gehört. Hier herrscht Lava, nicht schon am Anfang Asche. Eruptivisch-vulkanisch. Rebellisch auch gegen die falschen Götter, Jesus nachfolgend.

Der Fehl Gottes und des Göttlichen ist Abwesenheit. Allein, Abwesenheit ist nicht nichts, sondern sie ist gerade erst anzuseigende Anwesenheit der verborgenen Fülle des Gewesenen und so versammelt Wesenden, des Göttlichen im Griechentum, im Prophetisch-Jüdischen, in der Predigt Jesu. Dieses Nicht-mehr ist in sich ein Noch-nicht der verhüllten Ankunft seines unausschöpfbaren Wesens ... Wächterschaft ist Wachsamkeit für das gewesend-kommende Geschick des Seins aus langer und sich stets erneuernder Bedachtsamkeit, die auf die Weisung achtet, wie Sein anspricht.

(Martin HEIDEGGER, GA 7, 185 f.)

**So kommt vor sein Angesicht,
mit Jauchzen Dank zu bringen;
bezahlet die gelobte Pflicht
und laßt uns fröhlich singen:
Gott hat alles wohl bedacht
und alles, alles recht gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre.**

(Johann Jakob SCHÜTZ)

Stiftender als Dichten
Gründender auch als Denken,
bleibe der Dank.
Die ins Danken gelangen,
bringt er zurück
vor die Gegenwart des Unzugangbaren,
der wir – die Sterblichen alle –
von An-Fang her
ge-eignet sind.

(Martin HEIDEGGER, GA 81, 314)

NUR NOCH EIN GOTT KANN UNS RETTEN.

(Martin HEIDEGGER, GA 16, 671)

1.3 GEDANKENFÜHRUNG

1.

Die moderne Wissenschaft und der totale Staat sind als notwendige Folgen des Wesens der Technik zugleich ihr Gefolge. Von den Mitteln und Formen, die für die Organisation der öffentlichen Weltmeinung und der Alltagsvorstellungen der Menschen angesetzt werden, gilt das Gleiche. Nicht nur das Lebendige wird in der Züchtung und Nutzung technisch vergegenständlicht, sondern der Angriff der Atomphysik auf die Erscheinungen des Lebendigen als solchen ist im vollen Gang. Im Grunde soll sich das Wesen des Lebens selbst der technischen Herstellung ausliefern. Daß man heute allen Ernstes in den Ergebnissen und in der Position der Atomphysik Möglichkeiten findet, um die menschliche Freiheit zu beweisen und eine neue Wertlehre aufzustellen, ist ein Zeichen für die Herrschaft des technischen Vorstellens, deren Entfaltung dem Bezirk der persönlichen Ansichten und Meinungen einzelner längst entzogen ist. Die Wesensgewalt der Technik zeigt sich auch dort, wo man gleichsam auf Nebengeländen noch versucht, mit Hilfe bisheriger Wertsetzungen die Technik zu meistern, bei welchen Bemühungen man sich jedoch bereits der technischen Mittel bedient, die anderes sind als nur äußere Formen. Denn überhaupt ist die Benutzung von Maschinerien und die Fabrikation von Maschinen nicht schon die Technik selbst, sondern nur ein ihr gemäßes Instrument der Einrichtung ihres Wesens im Gegenständlichen ihrer Rohstoffe. Sogar schon dieses, daß der Mensch zum Subjekt und die Welt zum Objekt wird, ist eine Folge des sich einrichtenden Wesens der Technik, nicht umgekehrt. Insofern das Offene von Rilke als das Ungegenständliche der vollen Natur erfahren ist, muß sich ihm dagegen und in der entsprechenden Weise die Welt des wollenden Menschen als das Gegenständliche abheben. Umgekehrt empfängt ein auf das heile Ganze des Seienden ausschauender Blick aus den Erscheinungen der heraufkommenden Technik einen Wink in die Bereiche, aus denen vielleicht eine ursprünglicher bildende Überwindung des Technischen kommen könnte.

Die bildlosen Gebilde der technischen Produktion schlagen sich vor das Offene des reinen Bezuges. Die einst gewachsenen Dinge schwinden rasch dahin. Sie können durch die Vergegenständlichung hindurch nicht mehr ihr eigenes zeigen. In einem Brief vom 13. November 1925 schreibt Rilke:

„Noch für unsere Großeltern war ein ‚Haus‘, ein ‚Brunnen‘, ein ihnen vertrauter Turm, ja ihr eigenes Kleid, ihr Mantel: unendlich mehr, unendlich vertraulicher;

fast jedes Ding ein Gefäß, in dem sie Menschliches vorfanden und Menschliches hinzusparten. Nun drängen, von Amerika her, leere gleichgültige Dinge herüber, Schein-Dinge, *Lebens-Attrappen* ... Ein Haus, im amerikanischen Verstande, ein amerikanischer Apfel oder eine dortige Rebe, hat nichts gemeinsam mit dem Haus, der Frucht, der Traube, in die Hoffnung und Nachdenklichkeit unserer Vorfäder eingegangen war ..." (Brief aus Muzot, S. 335 f.)

Aber dieses Amerikanische ist bereits nur der gesammelte Rückstoß des gewillten neuzeitlichen Wesens des Europäischen, dem freilich in der Vollendung der Metaphysik durch Nietzsche wenigstens Bereiche der wesentlichen Fragwürdigkeit einer Welt vorgedacht sind, in der das Sein als der Wille zum Willen zu herrschen beginnt. Nicht das Amerikanische erst umdroht uns Heutige, sondern das unerfahrene Wesen der Technik umdrohte schon unsere Vorfäder und ihre Dinge. Das Weisende der Rilkeschen Besinnung liegt nicht in seinem Versuch, die Vorfäderdinge noch zu retten. Wir müssen, vordenkender, erkennen, was das ist, was mit der Dingheit der Dinge fragwürdig wird. Rilke schreibt denn auch schon früher aus Duino am 1. März 1912: „Die Welt zieht sich ein; denn auch ihrerseits die Dinge tun dasselbe, indem sie ihre Existenz immer mehr in die Vibration des Geldes verlegen und sich dort eine Art Geistigkeit entwickeln, die schon jetzt ihre greifbare Realität übertrifft. In der Zeit, mit der ich umgehe [Rilke meint das 14. Jahrhundert], war das Geld noch Gold, noch Metall, eine schöne Sache, die handlichste, verständlichste von allen.“ (Br. 1907/14, S. 213 f.) Noch um ein Jahrzehnt früher veröffentlicht er im „Buch der Pilgerschaft“ (1901), dem zweiten des „Stundebuches“, die weit vorausblickenden Verse (Ges. Werke Bd. II, S. 254):

„Die Könige der Welt sind alt
Und werden keine Erben haben.
Die Söhne sterben schon als Knaben,
und ihre bleichen Töchter gaben
die kranken Kronen der Gewalt.
Der Pöbel bricht sie klein zu Geld,
der zeitgemäße Herr der Welt
dehnt sie im Feuer zu Maschinen,
die seinem Wollen grollend dienen;
aber das Glück ist nicht mit ihnen.
Das Erz hat Heimweh. Und verlassen
will es die Münzen und die Räder,
die es ein kleines Leben lehren.
Und aus Fabriken und aus Kassen

Wird es zurück in das Geäder
Der aufgetanen Berge kehren,
die sich verschließen hinter ihm.“

An die Stelle dessen, was der einst gewahrte Weltgehalt der Dinge aus sich verschenkte, schiebt sich immer schneller, rücksichtsloser und vollständiger das Gegenständige der technischen Herrschaft über die Erde. Sie stellt nicht nur alles Seiende als ein Herstellbares im Prozeß der Produktion auf, sondern sie stellt die Produkte der Produktion durch den Markt zu. Das Menschliche des Menschen und das Dinghafte der Dinge löst sich innerhalb des sich durchsetzenden Herstellens in den gerechneten Marktwert eines Marktes auf, der nicht nur als Weltmarkt die Erde umspannt, sondern der als der Wille zum Willen im Wesen des Seins marktet und so alles Seiende in das Handeln eines Rechnens bringt, das dort am zähesten herrscht, wo es der Zahlen nicht bedarf [...].

(Martin HEIDEGGER, GA 5, 290-292)

2.

Im Retten der Erde, im Empfangen des Himmels, im Erwarten der Göttlichen, im Geleiten der Sterblichen ereignet sich das Wohnen als das vierfältige Schonen des Gevierts. Schonen heißt: das Geviert in seinem Wesen hüten.

(Martin HEIDEGGER, Vorträge und Aufsätze, 5. Aufl., Pfullingen 1985, 145)

Indem die Erde Heimat wird, öffnet sie sich der Macht der Götter. Beides ist dasselbe und schließt in sich das dritte: daß die Erde selbst im Sturm des Göttlichen in ihren Gründen und Abgründen aufgerissen wird. Diese können allerdings verschüttet werden und werden es in eins mit dem Verfall der Heimat. Die Erde wird dann bloße Stätte der Nutzung und Ausbeutung. Wo sie dagegen in der Uneigennützigkeit des eigentlichen Daseins sich offenbart, ist sie heilig – heilige Erde. Die heilige, die

Die Mutter ist von allem, und den Abgrund trägt ...
(Germanien, V. 76)

(Martin HEIDEGGER, GA 39, 105)

3.

Am Steiltal eines weiten Hochtals des südlichen Schwarzwaldes steht in der Höhe von 1.150 m eine kleine Skihütte. Im Grundriß mißt sie 6 zu 7 Meter. Das niedere Dach überdeckt 3 Räume: die Wohnküche, den Schlafraum und eine Studierzelle. In der engen Talsohle verstreut und am gleich steilen Gegenhang liegen breit hingelagert die Bauernhöfe mit dem großen überhängenden Dach. Den Hang hinauf ziehen die Matten und Weidflächen bis zum Wald mit seinen alten, hochragenden, dunklen Tannen. Über allem steht ein klarer Sommerhimmel, in dessen strahlenden Raum sich zwei Habichte in weiten Kreisen hinaufschrauben.

Das ist meine Arbeitswelt – gesehen mit den betrachtenden Augen des Gastes und des Sommerfrischlers. Ich selbst betrachte eigentlich die Landschaft gar nie. Ich erfahre ihren stündlichen, täglich-nächtlichen Wandel im großen Auf und Ab der Jahreszeiten. Die Schwere der Berge und die Härte ihres Urgesteins, das bedächtige Wachsen der Tannen, die leuchtende, schlichte Pracht der blühenden Matten, das Rauschen des Bergbaches in der weiten Herbstnacht, die strenge Einfachheit der tief-verschneiten Flächen, all das schiebt sich und drängt sich und schwingt durch das tägliche Dasein dort oben.

Und das wiederum nicht in gewollten Augenblicken einer genießerischen Versenkung und künstlichen Einfühlung, sondern nur, wenn das eigene Dasein in seiner *Arbeit* steht. Die Arbeit *öffnet* erst den Raum für diese Bergwirklichkeit. Der Gang der Arbeit bleibt in das Geschehen der Landschaft eingesenkt.

Wenn in tiefer Winternacht ein wilder Schneesturm mit seinen Stößen um die Hütte rast und alles verhängt und verhüllt, dann ist die hohe Zeit der Philosophie. Ihr Fragen muß dann einfach und wesentlich werden. Die Durcharbeitung jedes Gedankens kann nicht anders denn hart und scharf sein. Die Mühe der sprachlichen Prägung ist wie der Widerstand der ragenden Tannen gegen den Sturm.

Und die philosophische Arbeit verläuft nicht als abseitige Beschäftigung eines Sonderlings. Sie gehört mitten hinein in die Arbeit der Bauern. Wenn der Jungbauer den schweren Hörnerschlitten den Hang hinaufschleppt und ihn alsbald mit Buchenscheiten hoch beladen in gefährlicher Abfahrt seinem Hof zulenkst, wenn der Hirt langsam-versonnenen Schrittes sein Vieh den Hang hinauftreibt, wenn der Bauer in seiner Stube die unzähligen Schindeln für sein Dach werkgerecht herrichtet, dann ist meine Arbeit von derselben Art. Darin

wurzelt die unmittelbare Zugehörigkeit zu den Bauern. Der Städter meint, er ginge „unter das Volk“, sobald er sich mit einem Bauern zu einem langen Gespräch hinabläßt. Wenn ich zur Zeit der Arbeitspause abends mit den Bauern auf der Ofenbank sitze oder am Tisch im Herrgottswinkel, dann reden wir *meist gar nicht*. Wir rauchen *schweigend* unsere Pfeifen. Zwischendurch vielleicht fällt ein Wort, daß die Holzarbeit im Wald jetzt zu Ende geht, daß in der vorigen Nacht der Marder in den Hühnerstall einbrach, daß morgen vermutlich die eine Kuh kalben wird, daß den Oehmibauer der Schlag getroffen, daß das Wetter bald „umkehrt“. Die innere Zugehörigkeit der eigenen Arbeit zum Schwarzwald und seinen Menschen kommt aus einer jahrhundertelangen, durch nichts ersetzbaren alemannisch-schwäbischen Bodenständigkeit.

Der Städter wird durch einen sogenannten Landaufenthalt höchstens einmal „angeregt“. Meine ganze Arbeit aber ist von der Welt dieser Berge und ihrer Bauern getragen und geführt. Zuweilen ist jetzt die Arbeit dort oben für längere Zeit unterbrochen durch Verhandlungen, Vortragsreisen, Besprechungen und die Lehrtätigkeit hier unten. Aber sobald ich wieder hinaufkomme, drängt sich schon in den ersten Stunden des Hüttendaseins die ganze Welt der früheren Fragen heran, und zwar ganz in der Prägung, in der ich sie verließ. Ich werde einfach in die Eigenschwingung der Arbeit versetzt und bin ihres verborgenen Gesetzes im Grunde gar nicht mächtig. Die Städter wundern sich oft über das lange, eintönige Alleinsein unter den Bauern zwischen den Bergen. Doch es ist kein Alleinsein, wohl aber *Einsamkeit*. In den großen Städten kann der Mensch zwar mit Leichtigkeit so *allein* sein, wie kaum irgendwo sonst. Aber er kann dort nie einsam sein. Denn die Einsamkeit hat die ureigene Macht, daß sie uns nicht vereinzelt, sondern das ganze Dasein *loswirft* in die weite Nähe des Wesens aller Dinge.

Man kann draußen im Handumdrehen durch Zeitungen und Zeitschriften eine „Berühmtheit“ werden. Das ist immer noch der sicherste Weg, auf dem das eigenste Wollen der *Mißdeutung* verfällt und gründlich und rasch in Vergessenheit gerät.

Dagegen hat das bäuerliche Gedenken seine einfache, sichere und unnachlässliche *Treue*. Neulich kam dort oben eine alte Bäuerin zum Sterben. Sie schwatzte oft und gern mit mir und kramte dabei alte Dorfgeschichten aus. Sie verwahrte in ihrer starken, bildhaften Sprache noch viele alte Worte und mancherlei Sprüche, die der heutigen Dorfjugend schon unverständlich geworden und so der lebendigen Sprache verloren gegangen sind. Noch im vergangenen Jahr kam diese Bäuerin – als ich wochenlang allein auf der Hütte

lebte – öfters mit ihren *83 Jahren* zu mir den Steilhang heraufgestiegen. Sie wollte da, wie sie sagte, jeweils nachsehen, ob ich noch da wäre oder ob mich nicht „Einer“ unversehens gestohlen hätte. Die Nacht ihres Sterbens verbrachte sie im Gespräch mit ihren Angehörigen. Noch anderthalb Stunden vor dem *Ende* hat sie ihnen einen Gruß an den „Herrn Professor“ aufgetragen. – Solches Gedenken gilt unvergleichlich mehr als die geschickteste „Reportage“ eines Weltblattes über meine angebliche Philosophie.

Die städtische Welt kommt in die Gefahr, einem verderblichen *Irrglauben* anheimzufallen. Eine sehr laute und sehr betriebsame und *sehr* geschmäcklerische Aufdringlichkeit scheint sich oft um die Welt der Bauern und sein Dasein zu kümmern. Man verleugnet aber so gerade das, was *jetzt allein not tut*: Abstand halten von dem bäuerlichen Dasein, *es mehr* denn je seinem eigenen Gesetz überlassen; *Hände weg* – um es nicht hinauszuzerren in ein verlogenes Gerede der Literaten über Volkstum und Bodenständigkeit. Der Bauer braucht und will diese städtische Betulichkeit gar nicht. Was er jedoch braucht und will, ist der scheue Takt gegenüber seinem eigenen Wesen und dessen Eigenständigkeit. Aber viele der städtischen Ankömmlinge und Durchkömmlinge – nicht zuletzt die Skiläufer – benehmen sich heute im Dorf oder auf dem Bauernhof so, als „amüsierten“ sie sich in ihren großstädtischen Vergnügungspalästen. *Solches Treiben* zerschlägt an *einem* Abend mehr, als Jahrzehntelange wissenschaftliche Belehrungen über Volkstum und Volkskunde je zu fördern vermögen.

Lassen wir alle herablassende Anbiederung und unechte Volkstümelei – lernen wir jenes einfache, harte Dasein dort ernst nehmen. Dann erst spricht es wieder zu uns.

Neulich bekam ich den zweiten Ruf an die *Universität Berlin*. Bei einer solchen Gelegenheit ziehe ich mich aus der Stadt auf die Hütte zurück. Ich höre, was die Berge und die Wälder und die Bauernhöfe sagen. Ich komme dabei zu meinem alten Freund, einem 75-jährigen Bauern. Er hat von dem Berliner Ruf in der Zeitung gelesen. Was wird er sagen? Er schiebt langsam den sicheren Blick seiner klaren Augen in den meinen, hält den Mund straff geschlossen, legt mir seine treu-bedächtige Hand auf die Schultern und – *schüttelt* kaum unmerklich den Kopf. Das will sagen: unerbittlich Nein!

(Martin HEIDEGGER, GA 13, 9-13)

4.

Nach unserer menschlichen Erfahrung und Geschichte, soweit ich jedenfalls orientiert bin, weiß ich, daß alles Wesentliche und Große nur daraus entstanden ist, daß der Mensch eine Heimat hatte und in einer Überlieferung verwurzelt war.

(Martin HEIDEGGER im SPIEGEL-Gespräch am 23.9.1966)

Meine Überzeugung ist, daß nur von demselben Weltort aus, an dem die moderne technische Welt entstanden ist, auch eine Umkehr sich vorbereiten kann, daß sie nicht durch Überlieferung von Zen-Buddhismus oder anderen östlichen Welterfahrungen geschehen kann. Es bedarf zum Umdenken der Hilfe der europäischen Überlieferung und ihrer Neuaneignung. Denken wird nur durch Denken verwandelt, das dieselbe Herkunft und Bestimmung hat.

(Martin HEIDEGGER, GA 16, 679)

5.

Denken und das Nichten

Denken – selbst ein Handeln?

Wird sich *ihm* der Seinsblick wandeln?

Wird es vor das Wegfeld bringen

Streng verhalt'ner Ferne des Geringen?

Denken – ohne Wirken, kein Begreifen,

Scheinen-lassen dunkle Streifen,

aus der Gegend, in der Nichten

Kraft gewährt dem Aufenthalt im Lichten.

Denken – wird es dem Geheiß genügen,

sich dem Fug der Eignis fügen,

die, bedürfend seiner, es verwendet,

daß es fragender im Fragen endet?

außerhalb der üblichen Unterscheidungen:

abstrakt – konkret

übersinnlich – sinnlich

rational – irrational

Sie alle entstammen dem metaphysischen Vorstellen.

nichten im Gegensatz zu vernichten,
 „positiv“, bringend, wie bieten im Gegensatz zu
 verbieten, jedoch auf Anwesen bezogen.
 Das nichtende Nichts zu unterscheiden von dem
 Nichtigen Nichts.

(Martin HEIDEGGER, GA 81, 356)

6.

So komm! Daß wir das Offene schauen,
 Daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.
 Fest bleibt Eins; es sei um Mittag oder es gehe
 Bis in die Mitternacht, immer besteht ein Maas,
 Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden,
 Dahin geht und kommt jeder, wohin er es kann.

(Friedrich HÖLDERLIN, Brod und Wein. An Heinze, 41-46)

7.

Unterwegs

Wir kennen nicht Ziele
 und sind nur ein Gang.

Wir brauchen nicht Viele,
 die längst schon verschlang
 Die Sucht zum Gemächte.
 Daß Einer erst brächte

Das Herz für die Stimme
 der Stille im Seyn

Und Wirres vertrimme
 Im gründigen Schrein,
 ist unser Mut.

(Martin HEIDEGGER, GA 13, 27)

Wege, befreidend den Schritt zurück
 Für seinen Gang,
 gerufen aus Anklang,
 geringem,
 aus anderer Gegend des An-fangs.

Und wieder die Not
 Zögernden Dunkels im wartenden Licht
 der entzogenen Lichtung
 des noch sich verbergend-
 bergenden Vorenthalts:
 armutbereite Stätte sterblichen Wohnens.

Doch kaum je gewährt ist
 reines Ende den Wegen des Denkens.
 Es hieße:

Noch unterwegs.

(Martin HEIDEGGER, GA 81, 352)

8.

Gelassenheit

Erst im Warten
 Werden wir uns selbst zu eigen,
 Gewähren Mensch und Ding
 Die Rückkehr ins Beruhen.

Gleich dem zarten
 Singen alter Meistergeigen,
 Das ungehört verging
 Den Instrumenten in verborgnen Truhen.

Weg und Wage,

Steg und Sage
Finden sich in einem Gang.

Steh und trage
Fehl und Frage
Deinem einen Pfad entlang.

(Martin HEIDEGGER, GA 81, 57 f.)

Die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis gehören zusammen. Sie gewähren uns die Möglichkeit, uns auf eine ganz andere Weise in der Welt aufzuhalten. Sie versprechen uns einen neuen Grund und Boden, auf dem wir innerhalb der technischen Welt, und ungefährdet durch sie, stehen und bestehen können.

(Martin HEIDEGGER, Gelassenheit, Pfullingen 1959, 26)

9.

Tod ...

Ge-Birg der Eignis:
Tod geeignet dem Geheiß
des Brauchs –
der, eingestimmt
ins Groß-Geläut
der Stille,
abgeschieden schweigendes Geschick
vernimmt.

(Martin HEIDEGGER, GA 81, 331)

10.

Glaube ist gläubig verstehendes Existieren in der mit dem Gekreuzigten offenbaren, d.h. geschehenden Geschichte.